

193

Paul Parin

»The Mark of Oppression«. Ethnopschoanalytische Studie über Juden und Homosexuelle in einer relativ permissiven Kultur*

Übersicht: Juden wie Homosexuelle geraten in der Adoleszenz-Phase in ihrer Auseinandersetzung mit »Fremdem« in eine sie diskriminierende Umwelt. Das bedingt Ähnlichkeiten der psychischen Konstitution, die vom Verlauf der frühen Kindheit unabhängig sind.

I

Seit sich meine Laufbahn als Psychoanalytiker deutlich dem Ende zuneigt, mehren sich Bemerkungen über meine »Erfahrung«. Analysanden bringen damit bald einmal ihre idealisierende Übertragung zum Ausdruck, dann wieder ihre Unterlegenheit, begleitet von einem Gefühl der Ohnmacht, daß gegen das Gewicht dieser Erfahrung die eigene Meinung und Kritik im vorhinein keine Chance habe. Auch bei jüngeren Kollegen und Kolleginnen hat es meist nicht mit der simplen Feststellung sein Bewenden. Oft ist ein Unterton von Neid dabei auf so viel Wissensbesitz, der mir Prestige und Gewicht verleiht. Das erweckt in mir ebenfalls Neid, mit einem melancholischen Unterton: »Wenn ihr wüßtet! Ich würde gerne auf diese Ausstattung verzichten, hätte ich wie ihr die Sache noch vor mir.« Im doppelten Sinn, als Lebenszeit und als Faszination, die von der Tätigkeit des Analytikers ausgeht. Sobald der Neid abklingt, wird die Stimme des Gewissens hörbar: »Du solltest von deinen Erfahrungen etwas herzeigen, weitergeben.« Dann erhalten die Neider, was ihnen fehlt, mein Besitz ist legitimiert, und – was die Erfüllung eines Gewissensanspruchs allemal mit sich bringt – mein gestörtes narzißtisches Gleichgewicht ist wiederhergestellt. Mit einer klinischen Studie über den Abschluß von Analysen (Parin, 1981 b), ein Thema, das naturgemäß viele Jahre psychoanalytischer Tätigkeit voraussetzt, konnte ich mir genau diese narzißtische Prämie holen.

Der vorliegende ethnopschoanalytische Essay über den Vergleich von Juden und Homosexuellen hat eine weitere Motivierung. Schon einmal haben wir (Parin und Parin-Matthèy, 1976) aus den Erfahrungen in unserer psychoanalytischen Privatpraxis in Zürich Beobachtungen mit zwei Gruppen ähnlicher, deshalb vergleichbarer, aber in anderer Hinsicht

* Bei der Redaktion eingegangen am 11.5.1984.

194

voneinander klar unterschiedener Analysanden dargestellt. Obzwar es sich um therapeutische Analysen handelte und sich die ethnopschoanalytische Fragestellung erst nachträglich, bei der Sichtung von Gemeinsamkeiten bei einer Anzahl Analysanden/innen, ergeben hatte, war das Ergebnis ermutigend. Ich nehme an, daß wir gerade darum zu genügend deutlichen Aussagen gekommen sind, weil bei diesem Vorgehen psychoanalytische Therapie und Forschung, die theoretisch gesprochen eins sein sollten, auch praktisch zusammenfielen.

Das scheinbare Paradoxon, daß gerade das anfängliche Fehlen eines Forschungsziels sozial-psychologische Aussagen ermöglicht, reduziert sich, wenn man sich an die Entstehung der kulturkritischen Arbeiten von Sigmund Freud erinnert. Erkenntnisse, die sich in einigen wenigen therapeutischen Analysen (einschließlich seiner Selbstanalyse) ergeben hatten, waren das geistige Rüstzeug, mit dem Freud seine vielfältige und tiefschürfende Kulturkritik unternahm. Man kann ihm da und dort die direkte oder allzu direkte Anwendung psychoanalytischer Deutungen, Analogieschlüsse, Extrapolationen vom Individuellen auf die Gemeinschaft, ja auf die gesamte Kulturentwicklung nachweisen. Im ganzen jedoch hat ein neues Denken, eine bis dahin unerhörte Art, menschliche Verhältnisse zu verstehen, die Gültigkeit seiner Kulturkritik begründet. Nur wenige Autoren, vielleicht als letzter Eissler (1975), konnten es sich kraft ihrer umfassenden Bildung und Weltsicht leisten, so vorzugehen wie Sigmund Freud. Andere Psychoanalytiker, die an der Aufklärung historischer, sozialer, politischer Verhältnisse interessiert waren, haben getrachtet, das Feld ihrer Beobachtungen und die Zielrichtung ihrer Frage einzugrenzen. Die Ethnopschoanalytiker zu denen ich mich zähle, stützen sich zumeist auf Erkenntnisse in Einzelanalysen von Individuen, die etwas Gemeinsames haben. Der methodische Kunstgriff, den ich diesmal anwende, besteht darin, daß die Zugehörigkeit zu einer umschriebenen Subkultur und die Problemstellung auf ein überschaubares Feld eingeschränkt werden. Dabei bleibt der Gang der Untersuchung der gleiche: Aus Einzelanalysen werden Erkenntnisse gewonnen, die für das Geschehen in Gemeinschaften oder irgendwelchen Gruppierungen aufschlußreich sind. Der Sprung vom Individuum zur Kultur rechtfertigt sich nicht durch die kausale Stringenz oder statistische Gültigkeit von Beobachtungsdaten. Der heuristische Wert solcher Untersuchungen beruht auf der vielfach gesicherten Annahme, daß sich gesellschaftliche Verhältnisse jedenfalls auch im bewußten und unbewußten Seelenleben der Subjekte geltend machen, die dem betreffenden Gesellschaftsgefüge angehören und in ihm sozialisiert worden sind.

195

In der vorliegenden Untersuchung werden Angehörige zweier Subkulturen, die der assimilierten Juden und die der männlichen Homosexuellen in der Schweiz (und in anderen westlichen Ländern) verglichen. Mittels der daraus gewonnenen Erkenntnisse wird das Problem gestellt, wie die vor allem symbolisch vermittelte Unterdrückung zustande kommt und was sie für Folgen zeitigt.

II

Das Verfahren ist höchst individuell: auf der einen Seite einige wenige Analysanden, auf der anderen ich selber, der Autor. Bevor wir auf die beiden zu vergleichenden Subkulturen eingehen, finde ich es nötig, meine eigene Rolle und Bedeutung zumindest einmal so weit zu benennen, als sie, über das jeweilige subjektive Erleben hinaus, in die Untersuchung eingeht.

Ich bin dreierlei: wissenschaftlicher Forscher; Teil und Angehöriger einer, der gleichen oder einer anderen, Sozietät, Kultur, Subkultur, Klasse, Schicht wie die Objekte meiner Untersuchung; und ich bin Objekt der Übertragung. Der wissenschaftliche Beobachter muß sich bei einem solchen Unternehmen noch mehr als bei jeder anderen Forschung klar sein, daß er Subjekt ist, wie sehr bereits die Wahl des Gegenstands, die Methode und der Gang der Untersuchung, damit auch das Ergebnis mit seiner persönlichen Lebensgeschichte verknüpft sind. Darin ist er dem Verfasser einer Biographie vergleichbar. Dem habe ich mit dem schwer übersetzbaren Titel »The Mark of Oppression« Rechnung getragen. Objektiv hat die vorliegende Studie fast nichts mit dem Buch zu tun, das diesen Titel trägt. Die Autoren A. Kardiner und L. Ovesey (1951) gehören zur psychoanalytisch orientierten Richtung der amerikanischen »cultural anthropology«, aus deren Lektüre ich viel Ermutigung für spätere Untersuchungen geschöpft habe, deren Methoden ich jedoch vielfach kritisiert und zum größten Teil aufgegeben habe. Das Buch habe ich gegen Ende der fünfziger Jahre gelesen. Das war die Zeit, in der wir (ich zusammen mit Goldy Parin-Matthèy und Fritz Morgenthaler) begonnen haben, uns intensiv mit ethnopschoanalytischen Untersuchungen in Westafrika zu beschäftigen. (Im Laufe derselben sind wir zur erwähnten Absetzbewegung von den amerikanischen Kulturanthropologen gekommen.) Noch heute ist es mir ein emotionell hoch besetztes Bedürfnis, die unheilvollen Folgen von politischer, sozialer, rassistischer Unterdrückung aufzudecken. Dies kann ich u. a. daran erkennen, daß sich dieser prägnant formulierte Titel unverändert aufdrängt, obzwar ich

weiß, daß die Unterdrückung der Neger in den Vereinigten Staaten unter ganz anderen historischen und sozialen Voraussetzungen vor sich ging, daß sozialpsychologisch kaum eine der Aussagen jener Studie, an die ich mich nur undeutlich erinnere, für mein jetziges Thema gilt. Es geht mir also darum, die Unterdrückten zu verstehen. Warum nicht diejenigen, die Schicht, Klasse, Subkultur, Ethnie, von denen die Unterdrückung ausgeht? Das wäre, so höre ich mich gemahnt, viel wichtiger. Dafür gibt es sogar ermutigende Vorstudien, die wohl umfangreichste von Adorno und Mitarbeitern (1950), vieles im Werk von Alexander Mitscherlich. Zwar habe ich auch schon versucht, unterdrückende Institutionen (die Polizei, 1981 a) und politisch reaktionäre Schichten (Kleinbürger, 1976) soziopsychologisch darzustellen. Ich kann mir aber nicht verhehlen, daß heftige Affekte mitspielen, wenn ich mich nicht entschließen kann, Unterdrücker »wissenschaftlich« zu untersuchen. Im Sinne einer Rationalisierung kann ich geltend machen: Die Mächtigen, ja die große Masse, die auf seiten der Unterdrücker steht, sind unter meinen Analysanden kaum vertreten. Dort, wo Rassenwahn, aggressive Ablehnung von Homosexualität als »Mentalität« in Analysen vorkommen, wird sich die analytische Aufklärung bald den Verzerrungen und Verstümmelungen des Seelenlebens zuwenden, die sich als wahnhaft gefärbte Vorurteile äußern. Die aggressiv-unterdrückende Haltung scheint in der Hauptsache als gesellschaftlich induziertes, kollektiv sanktioniertes kompensatorisches Phänomen, über dessen unbewußte Motivierung kaum viel Aufschlüsse zu erwarten sind. Mag sein. In der Hauptsache jedoch stehen dem Versuch, »Unterdrücker« wissenschaftlich zu verstehen, meine Wut und Ungeduld, meine Abwehr gegen eigene Gefühle der Ohnmacht und Hilflosigkeit im Weg und drängen mich zu direkter Aktion. Dies alles verweist auf die zweite Rolle, die mir bei der Untersuchung zukommt, die des Angehörigen bzw. des Fremden in der Subkultur. Da meine Herkunft, wenn auch nicht die Sozialisation, jüdisch ist, gehöre ich genau in die Gruppe der zu untersuchenden Juden. Da ich nicht ein »praktizierender« Homosexueller bin, bin ich für die homosexuelle Subkultur der Fremde. Ist diese Asymmetrie ausschlaggebend, bestimmt sie mich einmal zum Zugehörigen, das andere Mal zum Fremden?

In der bewußten und unbewußten Erwartung der Analysanden und bei der Ausbildung der Übertragung sind solche Rollenzuschreibungen unvermeidlich. Für den Gang der Analysen, insbesondere die Ausbildung der Gegenübertragung, kommt es darauf an, wo und wieweit ich mich selber als Zugehöriger oder als Fremder erlebe. Das innere Bild vom

197

»Fremden«, die Imago oder – wenn man von der libidinösen Besetzung ausgeht – die Repräsentanz »das Fremde« bestimmt meine Nähe oder Entfernung zu beiden Gruppen. Seit Mario Erdheim die Entwicklung dieser Repräsentanz aufgezeigt und ihre Etablierung im

Psychischen während der Adoleszenz beschrieben hat (ein Prozeß, auf den ich bei den Untersuchten zurückkommen werde), ist es mir klar, daß und warum ich mich von beiden Gruppen etwa gleich entfernt und beiden etwa gleich zugehörig fühle.

Ohne in diesem Rahmen die Kindheitsentwicklung zu verfolgen, ist zu notieren: Das Jüdische war bei mir bis zur Pubertät durchaus dem Bild (der Imago) des Fremden zuzurechnen. Um das sechzehnte Lebensjahr wurde ich durch die Konfrontation mit den Folgen der Rassengesetze zum Juden erklärt und in die entsprechende soziale Rolle verwiesen. Die früheren Schritte der Identitätsbildung wurden dadurch nicht ausgelöscht. Hinfort »wußte« ich, daß ich Jude war, ohne den emotionalen Gehalt, der dieses Wissen bei der Mehrzahl jüdischer Männer aus dem gebildeten Bürgertum in Mitteleuropa auszeichnet.

Homosexuelle Strebungen wurden mir etwa im gleichen Alter bewußt, führten aber weder zum »coming out« in der homosexuellen Subkultur noch zur Verleugnung oder Verdrängung. Vielmehr hatte ich bis in die späte Adoleszenz einige homosexuelle Erlebnisse (Verliebtheiten und sexuelle Erfahrungen). Weil die frühere psychosexuelle Entwicklung zur Heterosexualität gedrängt hatte, setzte sich – wie dies häufig der Fall ist – die homosexuelle Richtung nicht durch. Die Fremdheit zum Erleben und zur Welt der männlichen Homosexuellen jedoch, die sich einzustellen pflegt, wenn es in der Adoleszenz gelungen ist, homosexuelle Wünsche zu verleugnen, trat nicht ein. Homosexuelle wurden nie meine »Fremden«. Die Analogie zur Gruppe der Juden ist, daß ich subjektiv auch hier dazu und nicht dazu gehöre. Die Rollenzuschreibungen und -erwartungen der Analysanden beider Gruppen entsprachen demnach nicht meinem Identitätsgefühl, eine günstige Voraussetzung, Gefühle der Gegenübertragung bewußt zu halten. »Weil ich die Arroganz der Macht nicht entlarven und brechen kann, will ich sie in ihrem Negativen, den Schäden und Niederlagen, die sie bereitet, erkennen, was immerhin Hoffnung stiftet auf ihren Sturz« (P. P. frei nach Adorno).

198

III

Einige jüdische Patienten haben mich zum Analytiker gewählt, weil sie wußten, daß ich Jude bin. Einigen Homosexuellen lag es nahe, sich bei mir der Psychoanalyse zu unterziehen, weil ihnen meine fortschrittlich-liberale Einstellung in gesellschaftlichen Fragen bekannt war. Die Entwicklung der Übertragung wurde von dieser Ausgangslage beeinflußt, aber – soweit ich es sehe – in keinem Fall wesentlich bestimmt. Dies gilt nicht nur für die Übertragung kindlicher und frühkindlicher Wünsche und Ängste. Für jeden einzelnen Analysanden repräsentierte ich im Gang

des analytischen Prozesses bald einmal den Zugehörigen zu seiner Gruppe und dann wieder den »Fremden«.

Die Untersuchung beschränkt sich auf erwachsene männliche Personen. Es mag auf Zufall beruhen, daß ich keine jüdischen Frauen behandelt habe, die in der relativ permissiven deutsch- und französisch-schweizerischen Umwelt aufgewachsen sind. Vielleicht war auch ein unbewußtes Motiv dafür verantwortlich, daß ich – nur scheinbar zufällig – keine Frauen psychoanalytisch behandeln wollte, die mich ihrer Herkunft und sozialen Lage nach an meine Mutter oder Schwester erinnerten. Die jüdischen Frauen, die ich behandelt habe, waren massiven Verfolgungen während der Kriegsjahre und im Hitler-Staat ausgesetzt; sie haben eine andere psychologische Problematik. Weibliche Homosexuelle sind nicht nur psychologisch von den männlichen verschieden: die Dimension gesellschaftlicher Diskriminierung ist bei ihnen ebenfalls nicht mit jener gleichzusetzen, der homosexuelle Männer ausgesetzt sind.

Die beiden Gruppen eignen sich zu einer vergleichenden ethno-psychoanalytischen Untersuchung. Die *Gleichartigkeit* öffentlicher und privater Diskriminierung stiftet eine psychologische Ähnlichkeit; die kulturelle und soziale *Andersartigkeit* stiftet eine ethnologische Fremdheit zwischen beiden Gruppen. Das ist näher auszuführen.

Gleichartigkeit

Die Diskriminierung lautet: Homosexuelle und Juden sind von Grund auf »anders«. Sie tragen einen unkorrigierbaren Geburtsfehler. Die traditionelle christlich-religiöse Verurteilung traf beide, die einen als Sünder, die teuflischen Lüsten frönten, die anderen als Kollektivschuldige für die Erbsünde, Christus ans Kreuz geliefert zu haben. Die von einem breiten Einverständnis der Bevölkerung getragene rechtliche und soziale Diskriminierung betraf im ganzen christlichen Abendland beide, die Juden als Subkultur, Homosexuelle, die sich noch nicht zu einer eigenen

199

Subkultur zusammengeschlossen hatten, individuell. Seit dem Zeitalter der Aufklärung, besonders aber nach der Französischen Revolution, trat eine breitere Gegenbewegung ein, in der besonders in den westlichen Ländern die Juden schrittweise, oft beschränkt auf lokale Gruppen und wirtschaftlich gehobene soziale Schichten, aus der rechtlichen Diskriminierung entlassen wurden. Der Dreyfus-Prozeß (1894) bewirkte eine tiefgehende Spaltung des politischen Frankreich und der öffentlichen Meinung in der ganzen zivilisierten Welt. Bei der Revision des Urteils (1906) wurde er von einer Mehrzahl fortschrittlich gesonnener Zeitgenossen als letzter Versuch der Judendiskriminierung in einem Rechtsstaat angesehen, während die Zuchthausstrafe, zu der ein

Jahr später Oskar Wilde wegen Homosexualität verurteilt wurde, nur ganz wenige Schriftsteller zum Protest motivierte. Pogromartige Ausbrüche gegen Juden, die von Behörden nicht gehindert, in Osteuropa oft gefördert wurden, gab es immer wieder, und wenn sich aggressive Einzelhandlungen gegen Juden oder gegen Homosexuelle entluden, war am Vorgehen der Gerichte in allen Kulturstaaten mitunter zu sehen, daß sie, über die geltenden Bestimmungen hinaus und im Einklang mit der herrschenden Ideologie, Juden wie Homosexuelle als minderwertig und rechtlich nicht voll schutzwürdig ansahen.

Diesen Überblick gebe ich, um daran zu erinnern, daß die geplante und durchgeführte Vernichtung der Juden und die Behandlung der Homosexuellen im Dritten Reich durchaus an eine Tradition anknüpfen und bei der damals garantierten Straflosigkeit – auf breites Einverständnis der Bevölkerung, mit Ausnahme weniger Gruppen und Individuen aus bildungsmäßig gehobenen Schichten, rechnen konnte.

Meine Untersuchung findet in einer relativ permissiven Umwelt statt. In der Schweiz wurde die letzte rechtliche Diskriminierung der Juden, das Verbot des Schächtens (des rituellen Schlachtens), zwar aus der Verfassung gestrichen, ist aber im Tierschutzgesetz des Bundes vom 9. März 1978 (Art.20) mit der Strafandrohung von Haft oder Buße bis zu Fr. 20000,- (Art. 29,1 d) enthalten. Die offiziellen Träger der öffentlichen Meinung in bezug auf Werte und Bewertung, nämlich Behörden, Kirchen, Zeitungen, enthalten sich seit bald vierzig Jahren jeder antisemitischen Äußerung. Auf welche historische und kulturelle Entwicklung dies zurückgeht, brauche ich nicht auszuführen.

Weniger bekannt dürfte sein, daß im deutschen Sprachraum, zu dem kulturell die Schweiz zu rechnen ist, ebenfalls schon lange versucht wurde, die öffentliche und rechtliche Diskriminierung der männlichen Homosexualität abzuschaffen. Von den vielen Aufrufen und Eingaben zur

200

Problematik der strafrechtlichen Verfolgung von Homosexuellen kann an die Petition des »Wissenschaftlich-humanitären Komitees«, die der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld verfaßt hat, erinnert werden. Sie ist von 1897 an den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt worden und hat wesentlich zu der Entscheidung des Strafrechtsausschusses des Reichstages von 1929 beigetragen, die sogenannte einfache Homosexualität straffrei zu lassen. Diese Petition hatten viele Personen der Zeitgeschichte unterschrieben, zum Beispiel August Bebel, Karl Kautsky, Paul Löbe, Hermann Müller, Walther Rathenau; Robert Bosch, Martin Buber, Alfred Döblin, Albert Einstein, Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Karl Jaspers, Alfred Kerr, Käthe Kollwitz, Max Liebermann, Heinrich Mann, Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Heinrich Zille,

Stefan Zweig; Franz von Liszt, Wolfgang Mittmaier, Gustav Radbruch; Gustav von Bergmann, Albert Neisser, Rudolf Virchow. Diese historische Reminiszenz entnehme ich einem »Aufruf zur Entkriminalisierung der Homosexualität«, der 1981 in der Bundesrepublik publiziert wurde und für die Streichung des § 175 StGB eintritt, der »homosexuelles Verhalten ...im Vergleich mit heterosexuellem Verhalten speziell kriminalisiert, wobei die Schutzaltergrenze 18 Jahre beträgt«. Auch dieser Aufruf ist von zahlreichen namhaften Persönlichkeiten aus dem Kultur- und Geistesleben, unter ihnen die hervorragendsten ärztlichen Psychoanalytiker der Bundesrepublik, unterzeichnet. In der Schweiz gilt die gleiche Kriminalisierung, wobei das Strafgesetzbuch von 1942 zwar keine Strafbestimmung Homosexualität unter »Erwachsenen« enthält, das »Schutzalter« jedoch ebenfalls auf 18 Jahre festsetzt, also sexuelle Handlungen mit Männern von 16 bis 18 Jahren als »widernatürliche Unzucht« bezeichnet und unter Strafe stellt (§ 194, StGB), während solche mit männlichen Personen unter 16 Jahren als »Unzucht mit Kindern« viel härter bestraft werden.

Die wenigen und wenig eingreifenden rechtlichen Diffamierungsnormen haben eine doppelte Funktion. Einmal sollen sie die offizielle Toleranz markieren und eingrenzen. Ungleich wichtiger sind diffamierende Rechtsnormen als Symbole, die bedeuten, daß man – bei Übung einiger Toleranz – an der Diffamierung festhalten darf.

Eine Kultur definiert sich am eindeutigsten durch die Symbole und symbolischen Systemen, mit denen sie sich ihren Teilnehmern vermittelt (Geertz, 1973). Symbole sind nach Lincke (1981) Bedeutungsträger, die unabhängig von ihrem Realitätswert die ihnen verliehene Bedeutung unveränderbar behalten, wenn sie für eine Gruppe oder Gemeinschaft gelten und wenn sie von Zeit zu Zeit »aufgeladen« werden. Juden und Ho-

201

mosexuelle sind das Symbol für minderwertige, verachtenswerte Menschen bis hin zu Ekel und Abscheu erregenden »Untermenschen«. Solche Symbole lösen Aggressionen aus, den Wunsch, sich von ihnen zu unterscheiden, sie auszuschneiden, bis hin zur physischen Vernichtung.

Mit den Mechanismen der Projektion und projektiven Identifikation werden sie zu Objekten der Aggression gemacht. Diese Mechanismen sind im Kollektiv besonders wirksam, sie dienen u. a. dem identifikatorischen Zusammenschluß. Sofern es noch einer weiteren Aufladung jener Symbole bedarf, dient der Rückgriff auf die erwähnten Traditionen und auf die noch gültige rechtliche Diffamierung zur »Aufladung« bzw. zur Konservierung des Bedeutungsgehalts.

Innerpsychisch wirkt die Abwehr unbewußter homosexueller Wünsche und wirken, den Juden

gegenüber, Phantasien über ihre ökonomische und intellektuelle Macht oder ihre sexuelle Potenz und Zügellosigkeit als Verstärker für Neid und andere Formen der Aggression.

Meine Analysanden haben vom Aggressionspotential, das in der Kultur, in der sie leben, vorhanden ist, relativ wenig direkt zu spüren bekommen. Sozial haben es Juden und im gebildeten Kleinbürgertum und städtischen Bürgertum auch Homosexuelle mit indirekten, verschobenen oder zielabgelenkten Aggressionen zu tun. Die Biographie der Juden unter meinen Analysanden wäre im einzelnen unauffällig, wenn nicht die Wahl der Schule, des Berufs, das Fortkommen im Beruf, das Liebesleben, die Ehepartnerwahl und schließlich der Endpunkt des Aufstiegs in öffentliche Ämter und Würden zahlreiche typische, das heißt unter den Zürcher Juden besonders häufige Wendungen genommen hätten. Die Beweglichkeit und Vielschichtigkeit des Gesellschaftsgefüges waren ausreichend, daß einer vorhandenen und wirksamen Diskriminierung auf dem einen oder anderen Gebiet ausgewichen werden konnte, oft schon, bevor sie bewußt wahrgenommen wurde. Jüngere Generationen, die an jüdischen Jugendgruppen teilnahmen und während der Schuljahre kürzere oder längere Zeit in Israel verbracht hatten, die bewußt stolz auf ihr Judentum waren und von ihren nichtjüdischen Kameraden zum Teil als Angehörige eines mutigen, tüchtigen, kleinen Volkes bewundert wurden, hielten sich – biographisch – an die gleiche Bahn wie frühere, die bald nach dem zweiten Weltkrieg herangewachsen waren. Die Lebensläufe der Homosexuellen waren natürlich erst vom Moment der Berufswahl an von »Ausweichbewegungen« gezeichnet, wie sie Dannecker und Reiche (1974) beschrieben haben. Für die psychische Entwicklung und konflikthafte Verarbeitung sind jedoch jene Äußerungen von Aggression, die das Individuum in Schule

202

(von Mitschülern und Lehrern), Berufsausbildung, im Beruf, im Liebesleben, in den übrigen sozialen Beziehungen (Sport, Militär, Geselligkeit) getroffen haben, ausschlaggebend gewesen. Direkte physische Aggressionen kamen selten vor; die meisten blieben davon verschont. Drohungen waren eher selten. Anspielungen mit dem augenzwinkernden oder offenen Einverständnis der Anwesenden fehlten nie und wiederholten sich bis ins Erwachsenenalter. Sie wurden ausnahmslos bewußt als Erniedrigung verstanden. Juden und Homosexuelle »wußten« gleichermaßen, daß sie diskriminiert wurden. Nur so ist es zu verstehen, daß Reaktionsbildungen auf Aggressionen, denen sie ausgesetzt waren, durchweg als Angriff verstanden wurden. Übermäßige Freundlichkeit, schonendes Zuvorkommen, das Vermeiden der Mitmenschen, Worte wie »Jude« bzw. »Schwuler« in Gegenwart des Betroffenen auszusprechen, oder Verlegenheit dessen, dem so ein Taktfehler unterlaufen war, dies färbte das Klima, mit dem meine jüdischen

und homosexuellen Patienten in der Schule, im Militär, im Beruf, im geselligen Leben konfrontiert waren. Selbstverständlich galt für beide, daß auch diese gehemmte bzw. ins Gegenteil verkehrte Aggressivität in sozial tieferen Schichten massiver, durchsichtiger, in höheren und gebildeteren gesellschaftlichen Schichten geringer oder zumindest besser getarnt waren.

Juden und Homosexuelle traf also eine ähnliche Diskriminierung, und zwar unter ähnlichen, wenn auch nicht gleichen äußeren Bedingungen. Ich vergleiche sie jedoch nicht deshalb. *Allein der Umstand, daß sich in der Analyse eine tiefreichende, vielfältige psychische Ähnlichkeit ergab, rechtfertigt den Vergleich.* Konfliktneigungen, strukturelle und dynamische Besonderheiten ließen sich – jenseits des individuellen Schicksals und relativ unabhängig von der Familiensituation – als Folge der Diskrimination erkennen. Mit anderen Worten: die verschiedensten männlichen Personen, die einer bestimmten Form der Diskriminierung ausgesetzt sind, können die gleichen psychologischen Besonderheiten entwickeln.

Die *Andersartigkeit* der beiden Gruppen ist so offensichtlich, daß ich nicht viel darüber sagen muß. Die Zürcher Juden gehörten entweder der »liberalen« Kultusgemeinde an oder waren religiös nicht mehr gebunden, als sie die Analyse aufsuchten. Man kann sie kaum mehr als Angehörige einer eigenen Subkultur beschreiben, so wenig ist ihr familiäres und soziales Verhalten noch religiös und jüdisch-traditionell geprägt. Die Analysanden kamen durchwegs aus schweizerisch-angepaßten oder überangepaßten Familien des Mittelstands oder des gehobenen Mittelstands. Es ist nicht zu leugnen, daß es sich bei den Juden um Angehörige

203

einer Minderheit, einer *genuinen Gruppe* handelte, die öffentlich-rechtlich anerkannt wird, deren Angehörige aber außerhalb ihrer Familien in einem Klima der Diskriminierung oder, positivausgedrückt, relativer Toleranz leben. Die männlichen Homosexuellen, die ich behandelt habe, kamen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, einer war Sohn eines Landwirts, einer Sohn eines Arbeiters. Das Berufsbild der homosexuellen Analysanden war nicht so verschieden von dem der jüdischen. Doch haben sich selbstverständlich alle erst in der Adoleszenz oder später sozial als homosexuell bestimmt. Sie wurden erst damit Teilnehmer einer *formierten Subkultur*, die sich auf keinerlei familiäre, religiöse oder ähnliche Überlieferung stützen konnte.

IV

Was immer die Analysanden zu mir geführt hatte, was immer ihre bewußten Motive waren, sich einer Analyse zu unterziehen – nach kürzerer oder längerer Zeit stellte sich bei jedem einzelnen

die Überzeugung ein: »Meine Analyse ist zum Scheitern verurteilt.« Sie wußten auch den Grund anzugeben. Alle, Juden und Homosexuelle, gaben mir zu verstehen, daß sie an einem angeborenen, nicht behebbaren »Defekt« litten. Daran, so schien es ihnen, müsse ihre Analyse scheitern. Bei Juden war der »Geburtsfehler« evident; kein Tarnungsmanöver, keine Anpassung und kein Widerstand war möglich gegen das allgemeine Vorurteil, das sie traf, das sie auch in dem mildesten, beinahe zur Unkenntlichkeit eines Schonverhaltens verkehrten Antisemitismus wahrnahmen oder wahrzunehmen glaubten. Und alle ihre Probleme, einschließlich der traumatischen oder konflikthaft verarbeiteten Erlebnisse als Säugling oder Kleinkind mit Eltern und Geschwistern, waren irgendwo durch die jüdische Geburt bestimmt, und die störenden oder quälenden Folgen, depressive Gefühle, Angst, Scham waren eben deshalb unvermeidlich. Homosexuelle hatten mit ihrem »Grundfehler« ein Problem mehr. Sie fürchteten überdies, der Analytiker wolle sie »heilen«, zu Heterosexuellen machen. Dies schien ihnen nicht nur unerwünscht, sondern ohne Verstümmelung ihrer Persönlichkeit und ohne Vergewaltigung ihrer Gefühle auch unmöglich. Wenn sie allmählich, nach wiederholten Phasen des Zweifels, endlich zu der Überzeugung gelangt waren, daß »Heilung« von der Homosexualität weder in der Absicht noch im Wirkungsbereich der Analyse lag, war die Lage allerdings nicht besser als bei den Juden. Der vermeintlich angeborene Defekt, die direkten und unüber-

204

sehbar vielen abgeleiteten Folgen der Ablehnung, Verachtung und Aggression, die sie erfuhren und jedenfalls erwarteten, schlossen den Erfolg der Analyse in bezug auf ihr persönliches Wohlbefinden und ihre Lebensprobleme im vorhinein aus. Noch auffallender und vorerst schwer erklärlich schien es, daß nicht nur Erlebnisse seit der Pubertät oder seit dem bewußten Wahrnehmen der homosexuellen Neigung, das häufig schon während der Latenzzeit eintrat, sondern daß auch traumatische Erfahrungen in der Frühkindheit, besonders während der Trennungsphase von der Mutter, auf die Homosexualität zurückgeführt und »infolgedessen« als irreversibel, dauerhaft und unveränderbar erlebt wurden.

Eine zweite Gemeinsamkeit der Einstellung zum Fortgang der Analyse betrifft eine Übertragungsphantasie, die ganz analog bei allen Juden und Homosexuellen vorkam: Die Frage, ob der Analytiker Jude ist oder nicht. Natürlich ist die Frage, wem man Vertrauen entgegenbringen kann, für die bewußte, vernünftige Beurteilung wichtig. Es muß nicht verwundern, daß Juden es oft vorziehen, zu einem nichtjüdischen Analytiker zu gehen, Homosexuelle einen als heterosexuell bekannten, z. B. verheirateten Analytiker aufsuchen. In dieser Wahl fließen die verschiedensten Motive zusammen, unter denen Selbstverachtung,

Verachtung für die mit dem gleichen »Geburtsfehler« Behafteten oder der Wunsch, sich gerade mit dem vermuteten Gegner auseinanderzusetzen, vorkommen mögen. Von einer Phantasie spreche ich, weil sich die Frage jedesmal einstellt, ganz unabhängig davon, ob der Analysand weiß, was er in dieser Hinsicht von seinem Analytiker zu halten hat. Es ist auch nicht die Frage allein: tiefe Hoffnungen, Verzweiflung darüber, daß einer, der sein Grundproblem notgedrungen als Fremder nicht ganz verstehe, ihm auch nicht helfen könnte, oder umgekehrt, die Hoffnung, Gewißheit und wiederum Verzweiflung, daß einer, der notgedrungen unter den gleichen »Komplexen« leide, ihm niemals helfen würde, sich daraus zu befreien. Häufig stellt sich ein Hin und Her ein, bei dem der Analytiker bald als gleichartig, dann wieder als fremd in bezug auf seine »angeborene« Beschaffenheit gilt. Ist er z. B. ebenfalls homosexuell, kann ein homosexueller Mann gekränkt und enttäuscht sein. Er fürchtet, in den Augen seines Analytikers seine wichtigste Besonderheit und damit Zuwendung und Interesse zu verlieren. Ist der Analytiker heterosexuell, sind seine Zuwendung und Teilnahme nicht echt, geheuchelt oder zumindest Zeichen einer resignierten Toleranz; der Analysand glaubt, die gleiche übermäßige oder unangemessene Schonung wahrzunehmen, die er immer wieder als Zeichen abgewehrter Aggression zu spüren bekam.

205

Ganz analog können jüdische Analysanden weder am Bild des Analytikers als Auch-Jude festhalten noch auch akzeptieren, daß er als Nicht-Jude das spezifisch jüdische im Schicksal seines Analysanden, in den Haltungen, den Ängsten und Forderungen der Eltern wirklich verstehen und richtig einschätzen würde. Der Umschlag der Phantasie »der Analytiker ist gleich« in die andere »er ist verschieden« erfolgt nicht immer auf Grund einer narzißtischen Kränkung. Allein die Vertiefung der übertragenen Gefühle reicht aus, das eine unerträglich oder unwirklich erscheinen zu lassen und für kurz oder lang den Umschlag zu bewirken. Man kann sich als Analytiker über dieses Phänomen nicht täuschen, auch wenn ein jüdischer Analysand einmal betonte: »Sie sind schon Jude, das weiß ich ja, aber eben kein richtiger«, oder ein Homosexueller: »Sie sind zwar wohl nicht homosexuell, aber das Sexuelle ist für Sie als Analytiker ohnehin nicht wichtig.«

In der Gegenübertragung merkt man vielleicht mehr als bei Analysen, die nicht die gleiche Problematik haben, den starken Anspruch, der Analytiker solle sich mit den Leiden, Ängsten und den unerfüllbaren Ansprüchen seines Patienten identifizieren. Gelingt es, wie es für den Fortgang der Analyse unerlässlich ist, die einführende Identifikation wieder zurückzunehmen, stellen sich sogleich Übertragungswiderstände ein. Bei Homosexuellen wurde schon vor längerer Zeit der

rasche Wechsel von phallisch-rivalisierenden zu anal-passiven Übertragungsformen beschrieben (Morgenthaler, 1961/62). Juden scheinen mir, wenig abhängig von ihrer sonstigen Konfliktverarbeitung, dazu zu neigen, abwechselnd oder fast gleichzeitig sadistische und masochistische Gefühle zu übertragen, von denen seltsamerweise oft nicht auszumachen ist, ob sie der Mutter, dem Vater oder sonst einer Beziehungsperson im Kindheitsmuster gelten. (Bekanntlich empfiehlt es sich, beide Komponenten so ambivalenter Übertragungsgefühle gleichzeitig in den Deutungsprozeß einzubeziehen.) Beim Analytiker stellt sich das Gefühl ein, diese Analysanden seien besonders verletzlich und kränkbar. Es ist schwer zu entscheiden, ob dies so allgemein gesagt stimmt. Immerhin wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß sich Juden wie Homosexuelle sogar während eines guten Fortschreitens des analytischen Prozesses noch lange dem Andersartigen, Fremden gegenüber als verstümmelt, genuin geschädigt erleben. So sehr es mir bewußt war, daß die Ähnlichkeit von Juden und Homosexuellen im Verlauf der Analyse durch die gleichartige Diskriminierung bzw. durch die nur relative Toleranz, der ihre »Andersartigkeit« begegnet, bestimmt ist, war es mir lange nicht möglich, große Ähnlichkeiten

206

der Tribschicksale, der Abwehrorganisation, besonders aber des Selbstgefühls und des Selbstbildes, d. h. der Identität nach Erikson, vergleichend zu beschreiben. Immer, wenn ich Erfahrungen in Analysen bei den einen und den anderen verglich, traten mit einer Ausnahme, auf die ich noch zurückkomme, Verschiedenheiten der familiären Situation und des Lebens als Erwachsener in den Vordergrund. Erst die Arbeiten von Mario Erdheim (1982) über die Adoleszenz, insbesondere sein Konzept der »Imago des Fremden« (1984), bzw. der Repräsentanz »Fremder/ Fremde« haben es mir ermöglicht, diesen Vergleich durchzuführen, die Ähnlichkeit gleichsam zu strukturieren. Das »Bild des Fremden« ist es, so lautet die erste, vorläufige Auskunft, das der Psyche den Stempel der Unterdrückung aufdrückt. Erdheim folgt Freud in der Feststellung, daß die Familie in einem Gegensatz zur Gesamtkultur steht, wenigstens insoweit, daß familiäre Gefühlsbindungen der Zuwendung des einzelnen an Fremdes, Nichtfamiliäres entgegenwirken. Dieser Antagonismus, meint Erdheim, komme voll zum Zug, wenn die soziale Lage und die sexuelle Reifung es nach der Pubertät erfordern, daß sich der Knabe (wir sprechen hier nur von männlichen Analysanden) von der Familie weg nach draußen in Richtung auf die Gesellschaft orientiert und seine libidinös (und aggressiv) besetzten Objekte dort abseits und außerhalb der Familie findet.

Das Bild, die Imago des Fremden hat in der psychischen Entwicklung eine lange Geschichte. Während der Achtmonatsangst, dem Fremdeln, wird erstmals das Fremde vom vertrauten Bild der

Mutter unterschieden. Die Wiederannäherungsphase (dritte Individuationsphase nach Mahler, 1975) und das »Auftanken« kann von Konfrontationen mit dem Fremden ausgelöst werden. Im ödipalen Konflikt des Knaben wird der Störfaktor, der als Dritter in die Dyade eindringt und Anspruch auf die Mutter erhebt, zum Prototyp des Fremden, ein Bild, das hinfort mit der dem ödipalen Konflikt entstammenden Gefühlsambivalenz besetzt bleibt oder bleiben kann. Inhaltlich mögen Züge und Eigenschaften des *Vaterbildes* verdeckt, von neuen Erfahrungen überlagert, ersetzt werden. Die emotionale Besetzung bleibt. Das Bild des Fremden ist zur Repräsentanz geworden.

Während der Latenz wird in der Regel die nichtfamiliäre Außenwelt, insbesondere die Schule, als Fremde erlebt, wobei einmal der Peergroup die positiven, den Lehrerinnen und Lehrern die negativen Gefühle gelten oder umgekehrt oder beide die dem »Fremden« zukommende Ambivalenz auslösen. Erst in der Pubertät und Adoleszenz wird das Fremde und werden die Fremden zur privilegierten Umwelt oder können das wer-

207

den. In unserer Kultur ist es die Regel, daß Adoleszente während längerer Zeit schwanken. Bald heften sie ihre Gefühle, Sehnsüchte und die Hoffnung auf Befriedigung ihrer Wünsche auf die Fremde. Ängste und

Niederlagen bei dieser Umorientierung, ja, schon allein der Verlust an Nähe, Geborgenheit, Geliebtwerden, die bisher von den familiären Objekten zu erwarten waren, erzwingen eine Rückkehr »in den Schoß der Familie«, oft nur zu einer Beziehungsperson, vorzüglich zur Mutter. Dieser Hin-und-Her-Prozeß, der häufig als Ablösung des Adoleszenten von der Familie beschrieben wird, mündet, wenn es zur Etablierung der Identität des Erwachsenen kommt, in integrative Vorgänge. Es wird möglich, in der Fremde den eigenen Platz zu finden und, im günstigsten Fall, Objekte, die dort gefunden werden, positiv und entsprechend den neuen realen Gegebenheiten zu besetzen. In Jugendgruppen werden oft »Verräter« ausgemacht, entlarvt, verstoßen. Ein besonderer Haß gilt dem Verräter auch in Gemeinschaften und in institutionalisierten Gruppen Erwachsener. Der »Verräter« hatte erst die Bedeutung des Familiären, Vertrauten. Dahinter tritt die Repräsentanz des Fremden hervor. Verwirrung und Enttäuschung verstärken die aggressiven Gefühle, die der Verrat ausgelöst hat. Der Schreck erinnert an das Fremdsein des Achtmonatssäuglings.

Bei Juden und Homosexuellen tritt regelmäßig eine besondere Störung der Adoleszenz ein. Beim Gewahrwerden der homosexuellen Neigung und erst recht während des »coming out«, das bei meinen Analysanden ausnahmslos in den Jahren der Adoleszenz stattfand, gibt es kein

vorübergehendes Zurück in die Familie. So, wie die Fremden mit offener oder versteckter, aber fühlbarer Ablehnung und Aggression gegenüber der Eigenart des jungen Mannes reagieren, erwartet er, jetzt auch in seiner eigenen Familie als der Ausgestoßene oder Auszustoßende behandelt zu werden. Die Befürchtung, die neuen Erfahrungen »draußen« jetzt auch bei den Seinen zu erleben, ist so groß, daß sich eine Hemmung einstellt, als Homosexueller auch nur vorübergehend wieder Sohn sein zu dürfen. Dies geschieht fast unabhängig davon, ob in der Familie ein Klima der Toleranz oder puritanischer Strenge gegenüber sexuellem Verhalten herrscht. Sobald man sich einmal versuchsweise von der Familie getrennt hat, scheint man sie gleichsam von ferne, wie Fremdes wahrzunehmen. Von da an darf sich der Homosexuelle bis zum Eintritt in die Szene, die man als partielle Subkultur ansehen kann, nirgends mehr zugehörig fühlen. Seine ganze weitere Existenz bleibt mit dem Makel dessen behaftet, der nicht ebenbürtig, nicht akzeptiert, nicht geliebt ist. Beim Versuch, eine homosexuelle Familiengemeinschaft aufzubauen,

208

sind tiefe Enttäuschungen zu erwarten. Sobald ein Liebesobjekt »besetzt« ist, die Repräsentanz des Familiären, Vertrauten und Vertrauenswürdigen verkörpert, taucht gleichzeitig die Repräsentanz des Fremden auf, zu dem keine positiv vertrauende Beziehung möglich ist. Keine Art von Kompensation des Mangels kann im Selbstbild den einmal entdeckten, sozial stigmatisierenden »Geburtsfehler« zum Verschwinden bringen.

Für jüdische Analysanden war, ganz im Rahmen der Familienideologie, die Welt »draußen« allseits nichtjüdisch, das Fremde, vor dem man sich in acht nehmen, an das man sich anpassen, wo man seine Jüdischkeit verbergen, besonders verteidigen, mit Gelassenheit tragen usw. mußte. Wann und wie auch immer der Schritt hinaus ins gefährliche Leben getan wird, ist *eine* Schwierigkeit, eine Folge der Ablösung nicht zu vermeiden. Ein Hin und Zurück, ein unbeschadetes Ausprobieren, wo man besser sein kann, gibt es nicht. War man einmal draußen, im Bereich der Gojim, der Christen, kann man nie mehr dahin zurück, wo man ehemals war. Anders als im Ghetto oder auch noch in religiösen jüdischen Familien, sieht der Jüngling oder junge Mann seine eigene Familie jetzt mit den Augen der anderen. Gewiß nicht ganz, er lehnt sie bewußt nicht ab. Ein Teil der Ambivalenz, die dem Fremden zu gelten hat, fließt aber unvermeidlich der Familie zu. Ausschlaggebend scheint mir dabei zu sein, daß keiner der Analysanden, von denen ich spreche, aus einer jüdischen Familie herkam, deren eigenes Verhältnis zum Judentum das einer ungebrochenen Zugehörigkeit war. Angst, als Juden angesehen, be- und verurteilt zu werden, zwiespältige Haltungen vom Verheimlichen alles

Jüdischen über Religions-, Namens-, Berufsänderungen zum Zweck einer unauffälligen Anpassung bis zu einer Überbetonung des jüdischen Habitus, jedoch ohne gesellschaftliche, geistige oder emotionelle Zugehörigkeit zum Judentum, machen das Klima aus, das in diesen Familien herrscht. Wenn jüdische Adoleszenten auch den Versuch machen, vorübergehend in den Schoß einer solchen Familie zurückzukehren, können sie dort weder Sicherheit noch Geborgenheit finden noch das Gefühl, so geliebt zu werden, wie man eben ist. Und gerade das ist es, was sie für den Schritt ins Leben und die Etablierung ihrer Identität brauchen würden. Es mag manchmal so aussehen, als ob jüdische junge Männer, nach einem Versuch, sich in der Fremde, in der nichtjüdischen Umwelt zu integrieren, wieder unbeschadet in den Schoß ihrer Familie zurückkehrten, die Personen und die dort geltenden Werte dauerhaft neu besetzen und zu den ihren machen könnten. In der Analyse bekommt man bald zu hö-

209

ren, wie ambivalent das Bild der Eltern und Geschwister, wie durchsetzt es vom Fremden ist. Eine scheinbar traditionell und auch relativ stark religiös gebundene Familie sieht darauf, daß alle Kinder ein besonders reines, altväterisches Züri-Dütsch sprechen, wie es nur in alteingesessenen christlichen Familien üblich ist. Der Heimkehrer wird kritisiert und fühlt sich »befremdet«. In zwei anderen assimilierten jüdischen Familien, bei Kindern aus christlich-jüdischen Mischehen, sind die Heimkehrer dem »Fremden« in ihrer Familie in Gestalt einer totalen Verleugnung der Judenverfolgung und -vernichtung im Dritten Reich begegnet. Als die Kinder klein waren, wurde von den Verfolgungen nicht gesprochen; Angehörige, die dem Naziterror zum Opfer gefallen waren, wurden nie mehr erwähnt, gleichsam für inexistent erklärt. Massive Ängste der Eltern, die nicht verbalisiert und den Kindern gegenüber nicht zugegeben wurden, sickerten durch, färbten schon frühe Angstträume, die die Analysanden später erinnerten. So wird verständlich, daß der junge Mann, dem extrafamiliär, draußen in der Fremde die entsprechenden Informationen einen tiefen Eindruck gemacht hatten, kein volles Vertrauen zur Haltbarkeit und Zuwendung seiner familiären Repräsentanzen mehr finden konnte. Das Fremde war zur Schranke zwischen ihm und den Seinen geworden. Ganz anders war das Bild bei den wenigen Söhnen orthodoxer, nicht-assimilierter Familien, die ich analytisch kennenlernte. Auch dort war es ein starkes Bedürfnis, das über die Adoleszenz hinaus anhielt, sich trotz der erworbenen Fremd-Identität wieder in die Abhängigkeit und in den Schutz der Herkunftsfamilie zu begeben, die eine solche Heimkehr auch wünschte. Eine bewußte Ambitendenz, ein Schwanken der Identität kam vor. Die tiefe, unbewußte Ambivalenz, das Gefühl nirgends hinzugehören, von Natur aus ein Gezeichneter zu sein, trat jedoch nicht auf.

Diese Verhältnisse entsprechen der Beobachtung, die man bei der Europäisierung (acculturation) kolonisierter Völker gemacht hat (Parin et al., 1963). Personen, die in ihrer traditionellen Familie gut integriert waren, die eine fest in den Traditionen verankerte Identität ausgebildet hatten, konnten sich der neuen, aufgezwungenen Lebenssituation gut anpassen; ihr Identitätsgefühl war gut etabliert, elastisch. Wie die traditionell und religiös erzogenen Söhne jüdischer Familien konnten sie mit dem Fremden umgehen, ohne das Vertraute, Familiäre aufgeben zu müssen. Söhne jüdischer Familie, die bereits jenseits der alten Traditionen aufgewachsen sind, haben es offensichtlich schwerer. Sie mußten in der Adoleszenz eine eigene neue erwachsene Identität ausbilden, ohne sich auf eine ungebrochene familiäre Identität und Volkszugehörigkeit stützen

210

zu können. Sie entsprechen den »marginal men« der Ethnologen, die aus halbeuropäisierten Familien stammen.

Wenn man Homosexuelle allein ins Auge faßt, könnte man meinen, an den Identitäts-Schwierigkeiten, die mit der Adoleszenz einsetzen, seien in erster Linie frühkindliche Defekte bei der Ausbildung der männlichen sexuellen Identität schuld, die jetzt erst manifest werden. Der Vergleich mit jüdischen jungen Männern, die unter dem Druck sozialer Diskriminierung ganz die gleichen Identitätsprobleme haben, spricht sehr dafür, daß es in der Regel nicht an der frühen sexuellen Identitätsbildung liegen kann. Der Eintritt ins Fremde, in die »society at large«, bringt für die Angehörigen der betreffenden Minderheit eine Belastung mit sich, der auch ein gut entwickeltes kindliches Identitätsgefühl nicht standhält, sofern der Adoleszente dem Fremden in der eigenen Familie wiederbegegnet. Meiner Erfahrung nach kann es auf einer Täuschung beruhen, wenn Homosexuellen ein frühkindlich erworbener Identitätsdefekt zugeschrieben wird. Die Regression während der traumatisch erlebten Adoleszenz kann zur Annahme führen, daß eben trotz einer sonst wenig gestörten Entwicklung eine solche frühkindliche Störung der Selbstwahrnehmung und Selbstabgrenzung vorliegen müsse.

Juden und Homosexuellen ist gemeinsam, daß sie in der Adoleszenz beim Prozeß der Auseinandersetzung mit dem Fremden nicht nur in eine diskriminierende, potentiell feindliche Umwelt eintreten; sie können sich dabei auch nicht auf die Geborgenheit in der Familie ihrer Herkunft stützen, unabhängig davon, wie ihre Frühkindheit und Kindheit verlaufen ist. Davon werden spezifische, in keiner Kindheit fehlende Konflikte reaktiviert, vom Adoleszenzkonflikt gleichsam mitgerissen. Die Folgen für das Selbstgefühl (insbesondere das Gefühl, nicht liebenswert zu sein), für die Identitätsfindung, für die Problematik der Abhängigkeit und

Trennung von Liebesobjekten sind bei Juden und Homosexuellen die gleichen. Sie sind es, die jene psychologische Ähnlichkeit stiften, die in der Analyse in Erscheinung tritt.

Je besser das Selbstgefühl im Verlauf der Analyse wird, desto störender werden die Versuche empfunden, die diskriminierende Eigenart zu verleugnen, sich zu tarnen. Homosexuelle mögen unter Umständen Neger beneiden, die in einer weißen Umwelt wenigstens nicht Gefahr laufen, sich als Weiße auszugeben, während sie selber immer wieder versuchen, sich als Heterosexuelle zu stilisieren. (In Wirklichkeit versuchen viele Neger in einer ablehnenden oder feindseligen weißen Umwelt, sich mit chemischen und anderen Mitteln eine hellere Hautfarbe oder zumindest glattes, nicht gekräuselttes Haar zu verschaffen.) Viele jüdische Adoles-

211

zente und Erwachsene betonen ihre Zugehörigkeit durch Zurschautragen ihrer religiösen Identität in Kleidung und Haartracht oder durch Teilnahme am religiösen Ritual, häufig mit keiner tieferen Bindung außer dem Wunsch, nicht der Versuchung zu erliegen, ihre jüdische Herkunft zu verleugnen. In den letzten Jahren hat die Teilnahme am Zionismus jenseits aller politisch-nationalen Motive diese zusätzliche, psychologisch-kompensierende Funktion.

Bei der frühen Ausbildung der sexuellen Identität des Knaben und bei der Etablierung des Selbstgefühls ist das Fehlen oder die sozial schwache Position des Vaters, insbesondere zu Beginn der Latenzzeit, als Störfaktor bezeichnet worden (Kohut, 1971). Die Ausnahme, von der ich oben sprach, wo die Familienstruktur der Juden und Homosexuellen auffallend ähnlich zu sein schien, ist, daß alle jüdischen und alle homosexuellen Analysanden aus deutlich matrizenrierten Familien herkamen, d. h. daß nicht nur vor dem ödipalen Konflikt, sondern auch danach für den Jungen die Mutter und nicht der Vater das emotionelle Zentrum der Familie war. Es ist mir nicht möglich zu entscheiden, ob sie sich darin wesentlich von anderen Patienten unterscheiden. Deutlich aber war es, daß eine eindeutige und genügend dauerhafte Identifikation mit einem starken phallischen Vater nicht ausreichte, um die erwähnten Lücken im Selbstgefühl zu kompensieren. Dabei hatten sowohl einige der Juden als auch einige Homosexuelle sozial tüchtige und auch in der Familie geliebte und angesehene Väter, von denen sie bewußt und unbewußt identifikatorisch nicht wenig verinnerlicht hatten. Die Entwicklung *nach* der Adoleszenz jedoch ließ erkennen, daß dieser Kern des Selbstgefühls dem Leben in der außerfamiliären Fremde nicht standhielt. Der »angeborene Defekt« oder die Identifikation mit den Angriffen der Umwelt waren stärker. Das Gefühl, keinen richtigen Vater gehabt zu haben, war oft verknüpft mit dem tiefen Gefühl, von der Mutter nie »richtig« geliebt worden zu sein und auch später, als Erwachsener, einfach nicht liebenswert zu sein. Es ist keineswegs so, daß meine Analysanden durchweg unempathische, kalte Mütter gehabt

hätten oder daß sie in den Phasen der Ablösung von der Mutter zurückgestoßen oder verlassen worden wären. Ein Funktionswandel der Abwehr (nach Waelder, 1960) traumatischer Erlebnisse mit der Mutter war immer wieder die einzige Erklärung dafür, wieso aus einer relativ ungestörten und glücklichen Säuglingszeit und Frühkindheit ein Mensch mit einem so tief gestörten Vertrauen zu den Mitmenschen werden konnte. Mit geringer Übertreibung kann ich sagen, daß es in Analysen mit Homosexuellen und mit Juden in einer relativ permissiven Umwelt darauf ankommt, daß es aber auch eine

212

schwierige Aufgabe ist, ein Klima des Vertrauens jenseits aller Befürchtungen und Projektionen, eine emotionelle Offenheit herzustellen. Alle diese Patienten litten scheinbar an einem Mangel an »basic trust«. Das Fremde, dem sie mit Recht nicht trauen konnten, hatten sie, einmal erwachsen, in der eigenen Familie vorgefunden. Dem Analytiker fiel die Aufgabe zu, der erste vertrauenswürdige Fremde zu sein.

Damit eng verknüpft, gleichsam die Kehrseite der Medaille, war eine Neigung, bei jeder Niederlage, Kränkung, ja, schon bei offensichtlichen eigenen Hemmungen, Feinde und Verfolger in der Umwelt zu sehen. Ich nannte das für mich eine scheinbare paranoide Projektion. Für einfache Projektionen gab die Umwelt jedes einzelnen genug her – Antisemiten, Antihomosexuelle mit offenen und verdeckten diskriminierenden Haltungen. Häufig waren bei Juden nicht die eigenen Erfahrungen, sondern die der Eltern, die alle die Jahre der Naziverfolgungen und des Holocaust miterlebt hatten, für die Ängste und Befürchtungen maßgebend. Von einer paranoiden Projektion spreche ich jedoch nur, wenn es vor allem der Mechanismus der projektiven Identifikation ist, der zur Folge hat, allenthalben Verfolger und Feinde zu vermuten. Ein Symbol, ein Kleinstes genügt, um die Verfolgung als unzweifelhafte Tatsache zu erleben. Andererseits führen projektive Identifikationen zu typischen »Ausnahmen«. Jeder Jude kannte zumindest einen *nicht* antisemitisch eingestellten Nichtjuden, einen Freund, einen verehrten Autor, eine Ausnahmeperson. Und auch Homosexuelle hatten schon das eine oder andere Mal mit einem »Hetero« zu tun, »der mich wirklich versteht«. Es ist leicht einzusehen, daß ich als Analytiker dann als diese Ausnahme gelten konnte, wenn es mir gelang, den identifikatorischen Inhalt zu deuten, vom Selbstobjekt zu einem deutlich abgegrenzten Objekt zu werden.

Die scheinbare paranoide Projektion kann auch anders beschrieben werden. Statt daß es in der Phase der Neuorientierung in der Adoleszenz zu einer Konsolidierung der guten und bösen Objektrepräsentanzen gekommen wäre, entstand eine Tendenz zur Aufspaltung aller Objekte, ein

Splitting. Vor die vertrauten Objekte schob sich das Bild des Fremden; im Fremden wurde das Vertraute gesucht, dann wieder das bedrohliche Fremde gefunden. Leider verfügte ich zur Zeit der Analysen noch nicht über das Konzept der »Repräsentanz des Fremden«. Es scheint mir, daß das Konzept einer solchen Repräsentanz die Analyse der scheinbar so tiefreichenden Spaltung erleichtern müßte.

Ein wirklicher oder projektiv wahrgenommener Angriff löste bei all diesen Analysanden regressive Vorgänge aus, die das Selbstbild und die

213

Selbstbesetzung betrafen. Doch waren die Prozesse, die so stereotyp zu einer außerordentlichen Erniedrigung des Selbstgefühls führten, im Vergleich von einem zum anderen Analysanden verschieden. Das war zu erkennen, sobald sich ein Analysand vom Analytiker angegriffen, kritisiert oder zurückgewiesen vorkam, oder – wie es häufig geschah – einen Angriff nur erwartete. Ein Analysand erlebte intensive Schuldgefühle, oft bezogen auf den Analytiker als den Repräsentanten des Überichs oder auf eine Elternrepräsentanz. Ein anderer hatte intensive Schamgefühle, mit oder ohne Gefühle der Schuld, und Phantasien aus dem Bereich der Geschwisterrivalität, des ödipalen Konflikts – besonders häufig aus analen Erlebnismodalitäten. Ein homosexueller Analysand fühlte jedesmal, wenn er von einem sexuellen Erlebnis erzählen wollte, ganz intensiv die Scham, die er am ersten Schultag erlebt hatte, als er in der Klasse zum Gaudium seiner kleinen Mitschüler vor Angst Stuhl und Urin in die Hose laufen ließ. Ganz analog erinnerte sich ein jüdischer Analysand, jedesmal, wenn er das Wort Jude in einer Zeitung las oder im Radio hörte, wie er einmal in der Primarschule an der Tafel stehend eine Rechenaufgabe nicht lösen konnte und aus Angst einnäßte, worauf ihn der Lehrer mit einer höhnischen Bemerkung aus dem Klassenzimmer wies. Die meisten Analysanden aber konnten auch nach längerer Zeit der Analyse keine solche Gefühlsreaktion wahrnehmen. Unmittelbar auf den (wirklichen oder phantasierten) Angriff erlebten sie sich als klein, schwach, häßlich, entstellt, krüppelhaft, ekelhaft, manchmal als verdorben, verfallen, vergiftet. Das Selbstgefühl wich einem Kleinheitswahn, mit dem Inhalt: ich kann nicht geliebt werden, ich bin nicht liebenswert, ich *muß* geliebt werden, sonst gehe ich zugrunde. Dies war wenigstens für kurze Zeit – das Endergebnis des regressiven Prozesses, gleichgültig, ob dieser mit oder ohne wahrnehmbare Schuld- und Schamgefühle in Gang gekommen war. Gegenaggressionen waren jetzt, wohl wegen der extremen Hilflosigkeit, nicht möglich; sie traten eventuell später auf, wenn sich der Analysand wieder weniger ohnmächtig, sicherer, vom Analytiker akzeptiert vorkam. Hingegen war die Erniedrigung des Selbstgefühls oft von Größenphantasien begleitet. Manchmal wurde der Gegner als überaus

mächtig erlebt. Oft traten Phantasien auf, später einmal enorm reich, angesehen, der Träger eines hohen Amtes zu sein.

Der regressive Vorgang wies also einerseits deutliche Unterschiede von einem zum anderen auf: Das Ergebnis war seltsam eintönig; die so verschiedenen Menschen reduzierten sich auf ihren »Geburtsfehler«, auf die Überzeugung, nicht liebenswert zu sein, und auf die Erniedrigung

214

des Selbstbildes. Die Unterschiede habe ich mir so erklärt, daß Regressionen auf ganz verschiedene kindliche Entwicklungsstufen, auf verschiedene konflikthafte Erlebnisse erfolgt sind. Die soziale Diskriminierung hat das böse, schlechte, ekelhafte, zuletzt nicht mehr menschliche und darum hassenswerte Fremde im eigenen Selbst angesprochen und mobilisiert. Nur Zuwendung, Liebe bis zu symbolischem Einssein könnte in solchen Momenten den Verfall rückgängig machen.

Die Analysen, auf die ich mich beziehe, betrafen mit zwei Ausnahmen Analysanden, die mich wegen sogenannter »klassischer« Neurosen aufsuchten, die man früher Übertragungsneurosen nannte. Einer der Juden litt unter einer sadomasochistischen sexuellen Perversion. Bei einem der Homosexuellen würde man heute eine Borderline-Störung diagnostizieren. Im übrigen waren nicht nur die Symptome, sondern die ganze Problematik so verschieden, daß es unmöglich ist, die weiteren tief ins unbewußte Erleben hineinreichenden Spuren der sozialen Diskriminierung zusammenzufassen. Ich müßte ins einzelne gehen, d. h. so viele einläßliche Falldarstellungen schreiben, wie ich Analysanden dieser Art hatte. Ich muß mich auf den Standpunkt stellen, daß das Gesagte genügen sollte, um auf die gleichsam rückläufige Neurotisierung solcher Analysanden aufmerksam zu machen. Die ganze psychische Entwicklung wird in der Adoleszenz einer neuen Konkretisierung unterworfen, die die verschiedensten Entwicklungsschritte als Folge einer Fixierung erscheinen lassen könnte. Im Sinne einer regressiven Neubesetzung mit Libido und Aggression können die verschiedensten Symptome auftauchen. Von den Analysanden werden solche Symptome während der Analyse häufig auf persönliche Erlebnisse in der Kindheit zurückgeführt, die nichts mit dem erwachsenen Leben in der Sozialsphäre, nichts mit »Fremd« gegen »Familie«, zu tun haben. Verleugnungen) Überkompensationen und vor allem die Isolierung des Innenlebens von kränkenden und verletzenden Sozialerfahrungen sind mindestens ebenso häufig wie das Umgekehrte, daß verdrängte Kindheitskonflikte auf Sozialerfahrungen, die der Erwachsene gemacht hat, zurückgeführt werden) gleichsam als Verschiebungersatz auf spätere Erlebnisse übertragen.

Für die Isolierung und Verleugnung von aktuelleren Erfahrungen mit sozialer Diskriminierung ein Beispiel: Häufig trat der Wiederholungszwang in Erscheinung) im Liebesleben in die Position des geschädigten Dritten zu geraten. Während der Analyse schien es vorerst) als ob Juden ihren unzureichend verarbeiteten ödipalen Konflikt in der bekannten Art auf ihr Liebesleben übertragen hätten, auch dann, wenn das nicht der Fall war, wenn etwa eine unglückliche Liebe auseinander ging, weil

215

eine nichtjüdische Geliebte dem Druck ihrer Familie nachgab, den jüdischen Geliebten sitzenließ und sich einem Nichtjuden zuwandte. Ganz analog war auch der unglücklichen Liebeswahl von Homosexuellen nicht ohne weiteres anzusehen, wieviel vom »Wiederholungszwang« inneren und wieviel äußeren Verhältnissen zuzuschreiben war. In jedem Fall war es die Aufgabe des Analytikers, dem Mechanismus der Isolierung entgegenzuwirken, der die soziale Sphäre vom Innenleben, das Fremde vom Familiären trennte. Sobald das gelang, war es nicht so selten möglich, die Entstehung und den Gang der Verwicklung zu rekonstruieren. Ohne die Beachtung der Adoleszenz und ohne die Bearbeitung der Repräsentanz des Fremden war eine Umorientierung des Ichs nicht möglich. Das Gelingen der Analyse ist bei diesen Analysanden ganz wie sonst auf eine Erweiterung des Bewußtseins und eine Umorganisation der Abwehr zurückzuführen. Einige Besonderheiten sind zu erwähnen. Sowohl bei Juden als auch bei Homosexuellen macht sich die gelingende Analyse von zwei Abwehrmechanismen, der Verleugnung wirklich erlittener Erniedrigungen und der erwähnten Isolierung äußerer und innerer Konflikte, unmittelbar bemerkbar. Die wahnhafte Phantasie vom »Geburtsfehler«, vom »unheilbaren Defekt« verschwindet, und es kommt zu einer besseren Besetzung und Abgrenzung des Selbst. Die Analysanden können die eigenen Wünsche und Ängste vom ideologischen Klima, dem sie ausgesetzt sind, unterscheiden und den Widerspruch zwischen den eigenen Bedürfnissen und dem Druck der Gesellschaft, in der sie leben, besser aushalten.

Alle jüdischen Analysanden haben mit ihrer verbesserten Autonomie die Einstellung zur Familie ihrer Herkunft, zu der jüdischen Tradition und Religion am Ende der Analyse revidiert und meist nicht unwesentlich verändert. Sie gehören zu einer *genuinen Gruppe* (einer Minderheit), die von der größeren Sozietät so wenig abgegrenzt ist, daß jede Person und jede Familie, die dazu imstande ist, ihre Teilnahme und Zugehörigkeit bzw. ihre Distanz und Andersartigkeit am besten selber bestimmt.

Die Tatsache, daß sich bei Homosexuellen eine vorher schwerwiegend beeinträchtigte Autonomie erst mit dem Gelingen der Analyse verbessert, steht scheinbar im Widerspruch zu der Annahme

Morgenthalers (1975), daß schon während der frühkindlichen Entwicklung männlicher Homosexueller ein »Gefühl besonderer innerer und äußerer Autonomie« (S. 340) vorhanden ist, das sich »in besonderer Weise auf eine »Überbesetzung der Autoerotik« (S. 341) stützt. Das besondere Bedürfnis des homosexuellen Knaben, die eigene Autonomie wahrzunehmen und immer wieder zu bestätigen, ist ein wichtiger Faktor seiner harmo-

216

nischen Entwicklung. Die gleichen psychischen Bildungen, die in der Kindheit die bestmögliche Lösung darstellen, können sich im Erwachsenenalter als hinderlich erweisen oder sogar als neurotische Symptome imponieren (A. Freud, H. Hartmann). Gerade weil Homosexuelle auf die Wahrnehmung ihrer Autonomie so angewiesen sind, wirkt es sich besonders ungünstig aus, wenn sie der untergründigen gesellschaftlichen Einwirkung hilflos ausgesetzt sind. Sobald sie besser abgegrenzt sind, sich ihr Selbst- und Identitätsgefühl bessert, müssen auch sie ihren gesellschaftlichen Ort revidieren. Da die Homosexuellen bei uns keine genuine Gruppe, sondern eine *formierte Subkultur* darstellen, ist es für jeden einzelnen unerlässlich, sein soziales Verhalten und seinen sozialen Ort soweit wie möglich seinen Bedürfnissen gemäß zu wählen und zu gestalten.

V

Es besteht für mich kein Zweifel, daß es gesellschaftliche Kräfte sind, die auf die Analysanden aus zwei so verschiedenartigen Gruppen einwirken und ihnen eine psychologische Ähnlichkeit verleihen. Obzwar die Juden ihre Andersartigkeit ganz der familiären Herkunft verdanken, die Homosexuellen sich – wenn überhaupt – erst in der Adoleszenz oder später zu einer Gruppe, der Subkultur der Homosexuellen-Szene, zusammenfinden, werden sie als Wesen anderer Artung diskriminiert, als Gattung verfolgt und dabei als Individuen getroffen und geschädigt. Meine Beobachtungen gestatten es mir nicht, etwas über die kollektive Psychologie des Betroffenen auszusagen. Es ist sicher, daß eine solche Untersuchung das größte Interesse verdiente. Bereits 1943 hat Loewenstein (1951) den Antisemitismus als kollektiven Wahn charakterisiert. Seit der Gründung des Staates hat sich in Israel die jüdische Gemeinschaft psychologisch grundlegend gewandelt. Loewenstein hat Juden und Antisemiten als »cultural pair« bezeichnet, wobei der Antisemit als Angreifer und sadistischer Partner, der Jude als der Angegriffene und Angreifbare, als Masochist imponierte. Diese Charakteristik hat keine Gültigkeit für meine Analysanden, die in einer relativ permissiven Gesellschaft leben. Für die israelische Nation ist sie falsch. Eher könnte man meinen, daß der belligerante Nationalismus, die

als Sicherheitsbedürfnis deklarierte, rücksichtslose staatliche und soziale Aggression, die in den vergangenen Jahren die israelische Politik und zum Teil auch das Leben des israelischen Volkes bestimmt hat, auf eine kollektiv wirksame, kompensatorische Reparatur des Selbstgefühls zurückgeht. Gleich einer

217

narzißtischen Plombe (Morgenthaler, 1974) wird an angeblich unveräußerlichen Rechten und Aspirationen festgehalten, als ob nur dies eine tiefe Schädigung des Selbstgefühls, eine narzißtische Wunde kompensieren könnte. Aus meiner Untersuchung kann man dazu lediglich ableiten, daß eine entsprechende soziale Diskriminierung geeignet ist, tiefgehende Schädigungen des Selbstgefühls und der Identität zu bewirken. Ob man dem Kollektiv solche Kompensationen zuschreiben kann, das müßten Sozialpsychologen untersuchen, die genügend dazu gehören, um sich einfühlen zu können, und die der israelischen Kultur fremd genug sind, um den Blick des Ethnologen auf sie richten zu können. Für die kollektive Psychologie des Homosexuellen ist aus der Einzeluntersuchung wenig abzuleiten. Sicher besteht bei ihnen ein Bedürfnis, sich zusammenzuschließen, wie das in jeder diskriminierten Gruppe der Fall ist, und kollektive identifikatorische Beziehungen einzugehen. In meinen Beobachtungen waren lediglich die Hindernisse hervorgetreten, die einem Zusammenschluß entgegenstehen

Diese wenigen Bemerkungen über die beiden Subkulturen, die ich hier zum Schluß vergleichend zusammengestellt habe, sollen nochmals auf die tiefgehende Andersartigkeit von Juden und von Homosexuellen hinweisen. Ich kann mir vorstellen, daß trotzdem manche – und nicht nur Angehörige dieser Gruppen – meine Untersuchung taktlos, schlimmer noch, ebenfalls diskriminierend finden werden, für die einen, für die anderen oder für alle beide. Es kann leicht geschehen, daß im Autor, der gleichzeitig dazu und nicht dazu gehört, der getarnte Fremde, der Verräter ausgemacht und die entsprechende Aggression auf ihn übertragen wird. Vielleicht kann der Hinweis auf einen bekannten Tatbestand diese Kritiker milder stimmen. Es ist eine nahezu ubiquitäre Tendenz jeder Kultur, das Eigene als das Richtige, ja als das allein Menschliche anzusehen; das Fremde ist dann nicht nur fehlerhaft, schädlich, sondern auch nicht mehr menschlich. Bekanntlich sind die Bezeichnungen, die sich viele Stämme der sogenannten »kalten« Kulturen geben, mit dem Wort für Mensch identisch. Man braucht offenbar das Andere, Fremde, Nicht-Menschliche, um die eigene Identität abzugrenzen und zu festigen. Manchen der größten Kulturen, leider einschließlich der unseren, ist es vorbehalten, auch innerhalb der eigenen Lebensgemeinschaft auf Fremdes, Andersartiges, Nicht-Menschliches angewiesen zu sein. Durch die fortgesetzte Abgrenzung wird ein Projektionsfeld geschaffen, das es gestattet, die eigene

Identität stärker, richtiger, besser zu erleben. Wenn gar der Fremde sich offen nonkonform verhält, ist die Gelegenheit gegeben, Aggressionen auf ihn, auf den Fremden zu richten.

Homosexuelle

218

und Juden in der relativ permissiven Gesellschaft haben das Fremde, das sie draußen erwartet, auch in der eigenen Familie zu fürchten. In der Adoleszenz haben sie es vor sich, hinter sich und auch schon in sich drin.

(Anschrift des Verf.: Dr. Paul Parin, Utoquai 41, CH-8008 Zürich)

Summary

»The mark of oppression«. *An ethnopschoanalytic study of Jews and homosexuals in a relatively permissive culture.* – Jews and homosexuals encounter a world which discriminates against them as they try to come to terms with »alien« factors in their adolescence. This common experience brings about similarities in their psychic constitution quite independent of the course of their early childhood.

BIBLIOGRAPHIE

Adorno, T. W., et al. (1950): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1973.

Dannecker, M., und R. Reiche (1974): Der gewöhnliche Homosexuelle. Frankfurt a. M. (Fischer).

Eissler, K. R. (1975): Der Sündenfall des Menschen. In: ders. (1980): Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus. München (Kindler).

Erdheim, M. (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

– (1984): Über die Entstehung der Bilder von Familie und Kultur. Unveröff. Ms.

Erikson, E. H. (1957): Kindheit und Gesellschaft. Zürich und Stuttgart (Pan).

Freud, A. (1965): Wege und Irrwege in der Kindesentwicklung. Stuttgart und Bern (Klett und Huber) 1968.

Geenz, C. (1973): Dichte Beschreibung. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1983.

Hanmann, H. (1954): Problems of infantile neurosis. A discussion. *Psychoanal. Study Child*, 9, 31-36.

Kardiner, A., und L. Ovesey (1951): The Mark of Oppression: A Psychoanalytic Study of the American Negro. New York (Norton).

Kohut, H. (1971): *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1979.

Lincke, H. (1981): *Instinktverlust und Symbolbildung*. Berlin (Severin & Siedler).

Loewenstein, R. M. (1951): *Christians and Jews*. New York (Int. Univ. Pr.).

Mahler, M. (1975): *Die psychische Geburt des Menschen*. Frankfurt a. M. (Fischer) 1978.

Morgenthaler, F. (1961/62): *Psychoanalytische Technik bei Homosexualität*. *Jahrb. f. Psychoanal.*, 2, 174-194.

– (1974): *Die Stellung der Perversionen in Metapsychologie und Technik*. *Psyche*, 28, 1077-1098.

– (1975): *Homosexualität*. In: ders. (1984): *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion*. Frankfurt a. M. (Qumran), 95-136.

Parin, P. (1976): *Die hoffnungsvolle Kindheit und das gefährliche Leben des Kleinbürgers*. *Kursbuch* 45, 120-134.

– (1981 a): *Wenn der Freund und Helfer zuschlägt*. *Psychologie heute*, 8, 2, 55-61. Weinheim und Basel (Beltz).

219

– (1981 b): *Das Ende der endlichen Analyse*. In: U. Ehebald und F.-W. Eickhoff (Hg.) (1981): *Humanität und Technik in der Psychoanalyse*. Bern, Stuttgart, Wien (Huber), 179-198.

–, F. Morgenthaler und G. Parin-Matthèy (1963): *Die Weißen denken zuviel*. Zürich (Atlantis) und Frankfurt (Fischer) 1984.

–, und G. Parin-Matthèy (1976): *Typische Unterschiede zwischen Schweizern und Süddeutschen aus dem gebildeten Kleinbürgertum*. *Psyche*, 30, 1028-1047.

Sigusch, V. (1981): *Aufruf zur Entkriminalisierung der Homosexualität (mit dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung)*. In: *Sexualtheorie und Sexualpolitik. Beiträge zur Sexualforschung* 59 (1984), 121 f.

Waelder, R. (1960): *Basic Theory of Psychoanalysis*. New York (Int. Univ. Pr.).